

Literatur des Auslandes.

N^o 107.

Berlin, Mittwoch den 6. September

1837.

Frankreich.

Streifereien Napoleon's à la Harun-al-Raschid. Von einem Pagen des Kaiserlichen Hofes.*)

Eine Liebhaberei, welcher Napoleon häufig nachging, war die: nach dem Vorbilde jenes berühmten, durch die Erzählungen der Tausend und eine Nacht unsterblich gewordenen Sultans, die Hauptstadt inkognito zu durchstreifen. Von seinem Groß-Wesir Giasar, d. h. von dem Groß-Marschall des Palastes, oder, in dessen Ermangelung, vom diensthabenden General-Adjutanten begleitet, verließ der Kaiser deshalb zuweilen schon vor Tages-Anbruche die Tuilerien. Derjenige, welchen er dabei zu seiner Begleitung mit sich nahm, mußte dann immer das Wer da? der rings um den Garten aufgestellten Posten mit „Der Kaiser!“ beantworten. Hierauf kam der Kommandant des Postens selber, sich von der Wahrheit zu überzeugen und, nach dem Austausch von Losung und Feldgeschrei, das Gitter, durch welches Napoleon den Garten verlassen wollte, zu öffnen. So entwichte der Kaiser, wie er scherzweise zu sagen pflegte, seinem Tuilerien-Gefängnisse.

Bei dergleichen Ausflüchten in die Stadt trug er meist einen Ueberrock von grauer oder von dunkelblauer Farbe, wie in der letzten Zeit, bis oben hinauf zugeknöpft, und einen runden Hut mit breiter Krümpe. Natürlich hatte auch sein Begleiter nicht das Mindeste an sich, woran sein Rang zu erkennen gewesen wäre. Bisweilen, besonders im Sommer und so lange die Tuilerien noch für die Spaziergänger offen standen, ging Napoleon auch, anstatt den Palast durch eines der Gartenhäuser zu verlassen, über den Schloßhof und schlüpfte dann durch das Pfortchen, der Rue de l'Échelle gegenüber. Nun gab ihm Duroc den Arm, und so traten sie in die Läden der Straße St. Honoré und behandelten oder kauften auch wohl einige werthlose Kleinigkeiten. Manchmal geschah es auch, daß er sich bis in die Gänge des Palais-Royal wagte, jedoch nur, wenn er sah, daß nur wenige Leute darin waren. Gewöhnlich aber erstreckten sich die Abend-Ausflüge nicht viel weiter.

Trat der Kaiser in einen Laden, so ließ der Groß-Marschall die Sachen, von denen etwa gekauft werden sollte, vorlegen. Während dessen begann Napoleon seine Rolle als Ausstrager; und dann war nichts lustiger anzusehen, als wie er, der sonst immer so ernst, so einfach und so natürlich war, sich bemühte, die Geberden, die Sprache und den selbstgefälligen Ton eines Modeherrn nachzuahmen. Wie listig benahm er sich doch, wenn er dann sich fein machen wollte: wenn er, seine schwarze Halsbinde mit zierlich gespißten Fingern in die Höhe zupfend, dabei auf den Beinen sich erhebend, im nächsten Augenblicke aber schon, die Knie-Gelenke zusammenknickend, sich wieder klein machend, mit einem Protektor-Tone sprach: „Nun, Madame, was hört man Neues, seit der Kaiser Frieden gemacht? Ist man wohl zufrieden? Geht Ihr Handel gut? Ihr Laden scheint mir ziemlich wohlversehen; es müssen wohl viele Käufer zu Ihnen kommen?“ — Bei den Worten ziemlich wohlversehen, die dem Ohre von Madame eben nicht wohlgefällig klangen, sah diese den sonderbaren Frager etwas scheel an, verfinsterte sich ihr Gesicht und antwortete sie nur einspödig, oder sie gab auch wohl ganz und gar keine Antwort, weil sie nicht recht das hinter kommen konnte, mit Wem sie zu thun habe. Manche rief selbst, aus Argwohn, wenigstens einen Revolutionnaire vor sich zu haben, um die zudringlichen Fragen des Kunden, dessen Wesen durchaus nicht das eines Mannes comme il faut war, kurz abzuschneiden, ihren Mann oder einen Diener und machte sich dergestalt von diesem Lästigen los. Ja, eines Tages (kurz nach der Krönung) begegnete es dem Kaiser, als er mit leichtfertigerem Tone einen Juwelen-Händler in der Richelieu-Strasse gefragt hatte, was man denn von dem Hanswurstle, dem Napoleon, dächte? — daß Jener, der einer seiner eifrigsten Bewunderer war, in der Meinung, einen alten Jakobiner oder einen Polizei-Spion vor sich zu sehen, nach einem Besen, der hinter der Thür lehnte, sprang und dem Menschen, der dreist genug gewesen, ihm so höchst unehrerbietig von Sr. Majestät dem Kaiser und Könige zu sprechen, gar bedeutsam mit demselben drohte, — so daß der Groß-Marschall eilen mußte, sich ins Mittel zu schlagen und, so gut es eben gehen wollte,

seinen Freund zu entschuldigen, der gerade noch Zeit genug zum Rückzuge gefunden, um etwas noch Schlimmerem, als Drohungen, aus dem Wege zu gehen. Und darf man dem Kaiser hierin glauben, so ist der Augenblick, in welchem er dafür, daß er in jenem Laden von sich selber schlecht gesprochen, beinahe Schläge mit dem Besenstiele davongetragen hätte, einer der frohesten und glücklichsten seines Lebens gewesen.

Aber wahrlich, in dem Harun-al-Raschid-Kleide, wie Napoleon selber es nannte, hatte er das sonderbarste Ansehen und Benehmen von der Welt. Dies kam von der Weise, wie er sich mit dem runden Hute herauspufte, indem er ihn, seiner ungewohnt, bald sehr weit nach hinten, bald ganz vorn, und, um nicht erkannt zu werden, tief in die Augen gedrückt trug. Was seinen Ueberrock betrifft, so waren dessen Schnitt und Umfang wahrhaft postfischlich: Napoleon litt es nicht, daß seine Kleidungsstücke ihn, wenn auch nur im geringsten, genirten, geschweige denn zwängten. Michel, sein Schneider, machte ihm daher Fracks, besonders jedoch Ueber Röcke, die ihm so saßen, als ob ihm — um mich eines damaligen Mode-Vergleiches zu bedienen — an einem Schilderhause Naach genommen worden wäre. Außer diesem Allen machte endlich auch noch die Sorgfalt, mit welcher er seine ihm eigenthümlichen Geberden, Haltung und Gang unter dem Wesen und Gange der gewöhnlichen Leute verbarg, aus Napoleon ein ganz besonderes Wesen, das man nicht anders als lächelnd und für die leibhaftige Originalität selber ansehen konnte. Zielen übrigens aber diese Inkognito-Streifereien auch nicht immer zu Gunsten seiner Eigenliebe aus, so fuhren doch diejenigen, denen das Glück diesen Gast zuführte, dabei gewiß niemals schlecht.

Zu Anfange des Jahres 1813, nach dem Unsterne von Rostau, beschloß Napoleon, um sich selber von dem Geiste zu unterrichten, welcher die Bevölkerung der Vorstädte von Paris besetzte, diese der Reihe nach alle zu durchstreifen. Mit der Vorstadt St. Antoine machte er den Anfang. Da setzt er sich eines Tages, nur von einem seiner General-Adjutanten begleitet (der Groß-Marschall befand sich gerade sehr unwohl), in einen Fiaker, läßt sich nach dem Bastille-Platze fahren, steigt dort aus und verfolgt die große Charonne-Strasse. Am Ende derselben angekommen, bleibt er eine Zeit lang stehen und sieht einigen Maurern zu, die an einem ungewöhnlich großen Bau arbeiten. Da bemerkt er, wie Einer derselben plötzlich unbeweglich und wie im Aufhalte vor ihm dasteht. „Erkennt Du mich wieder?“ fragt er den Maurer kurz und ihm allmählig näbertretend. — „D, mein Kaiser! . . . Immer!“ stottert der Mann hastig heraus, indem er die Rehrseite der rechten Hand militairisch an die Stirn legt, während seine Linke das Werkzeug, das sie gerade hielt, langsam zur Erde gleiten läßt. — „Ich erkenne Dich auch wieder“, antwortet Napoleon. — „Du heißt Grégoire Boivin, warst Korporal im zweiten Garde-Jäger-Regiment zu Fuß, bist bei Eßlingen zweimal verwundet worden. Auf Deines Hauptmanns Empfehlung hab' ich Dir die Decoration gegeben. Bald nachher habe ich Deine Zulassung in mein Invalidenhaus bewilligt. Und warum seh' ich Dich nun hier?“ — Grégoire steht wie eine Bildsäule, ohne eine Bewegung zu machen, ohne ein Wort hervorzubringen. — „Du hast's eben so weit gebracht, daß man Dich aus dem Invalidenhause verwiesen hat! Nicht wahr? Was hast Du denn angestellt?“ — Dieselbe Unbeweglichkeit, dasselbe Schweigen von Seiten Grégoire's, der die Augen zu Boden schlägt. — „Du kannst Dich wohl nicht mehr darauf bestimmen? . . . Nun, so will ich Dir's sagen; Du weißt, daß ich ein gutes Gedächtniß habe: Eines Morgens, nachdem Du Dumheiten begangen hattet, hast Du Albernheiten geredet.“ — „D, mein Kaiser!“ fällt Grégoire, den Kopf stolz erhebend, ein, „es waren keine Albernheiten, die ich geredet habe. Das wissen Sie auch wohl.“ — „Wie! Hast Du nicht wie ein Narr geschrien: Es lebe die Republik! nachdem Du Dich mit den Schlingeln im Invalidenhause benebelt hattet? Dein Vater hat Dir in der Taufe schon den richtigen Namen gegeben.“ — „Was denken Sie denn, mein Kaiser, ich hatte mich ja nur wieder daran erinnert, daß ich Freiwilliger von 93 gewesen. Und weil ich am Abende vorher ein wenig über den Durst geschluckt hatte, habe ich am Morgen gerufen. . . .“ — „Es lebe die Republik! sag' ich Dir. Nun sage Du mir aber doch einmal: Was für ein Ding ist denn das, Deine Republik? Sieht denn das auch aus, wie irgend Etwas? — Man hat Dich also fortgejagt; man hat Recht daran gethan; Dir ist nur geschieden, wie Du's verdient hattet.“ — „Das bestreit' ich ja auch gar nicht, mein Kaiser; aber Sie werden mir doch auch zugeben, daß es sehr hart ist, wenn man Sie liebt, wie ich, wenn man sich geschlagen hat, wie ich, wenn man Frau und Kinder hat, wie ich — sich ohne Brod auf der Straße zu sehen, bloß, weil Einem ein

*) Wir setzen die Mittheilungen dieses ehemaligen Pagen fort, ohne jedoch, wie wir schon früher uns verwahrt haben, für deren historische Wahrheit uns verbürgen zu wollen. Es lesen sich diese Geschichten ganz vorzüglich, sie mögen nun wahr sein oder nicht. Besonders unwahrscheinlich aber ist diese Maske Napoleon's à la Harun-al-Raschid, wenn man damit dasjenige vergleicht, was Herr Barnhagen von Ense in dem zweiten Bande seiner vor kurzem erschienenen Denkwürdigkeiten über das zurückgezogene düstere Wesen des Kaisers erzählt.

Glas Wein zu viel in den Kopf gestiegen.“ — Und indem er dies sagt, kann der Maurer, den des Kaisers Worte wohl ein wenig weich gemacht haben mochten, zwei große Thränen, die ihm über die gebräunten Wangen herabrollten, nicht zurückhalten. Napoleon aber bricht, lebhaft bewegt, in die Worte aus: „So, Du hast also Kinder? Das ist etwas Anderes! Warum hast Du mir das nicht schon früher zu wissen gethan? Wie alt ist Dein Ältester?“ — „Ich habe eigentlich zwei Älteste; d. h. sie sind Zwillinge und alle Beide für das nächste Jahr kontribuiert.“ — „Gut! Aber was hast Du denn mit Deinem Kreuze gemacht?“ — „Mein Kreuz?“ wiederholte Grégoire, indem er rasch seine Weste aufreißt und einen wahren Lappen von einem Bande, dessen eigentliche Farbe gar nicht mehr zu erkennen, stolz zur Schau bietet und dann mit den flachen Händen bedeckt — „Mein Kreuz! Abwesend! Wegen dringend nöthiger Ausbesserungen und wegen der Entbindung von Mad. Grégoire. Aber, was das Band betrifft: Hier! Dasselbe, welches der Herr Hauptmann mir auf der Parade verliehen haben. Nur, daß es seine Zeit gedient hat und des Erfages aus dem Magazine bedarf.“ — Mit einem Blicke der Befriedigung auf Grégoire nahm nun der Kaiser funfzehn Napoleons'or aus der Börse seines Adjutanten und sprach, indem er sie dem Maurer in die Hand legte: „Da, geh' und bezahle die dringend nöthigen Ausbesserungen Deines Kreuzes, das, wie ich stark vermute, schwerlich beim Goldschmiede seyn mag; und trink' auch mit Deinen Kameraden auf meine Gesundheit, aber vernünftig, verstehst Du mich? Und dann, wenn es Dir wieder einmal einfallen sollte, Etwas zu schreiben, nun, so schreie: Es lebe Frankreich! Dann wird's Dir wohl auch an einem Echo nicht fehlen; und Niemand wird das schlecht finden. Indes, morgen kommst Du in die Tuilerien; dort verlangst Du den dienstthuenden General-Adjutanten zu sprechen. Du sagst dem Kastellan, daß Du in meinem Auftrage kommst; so wird man Dich zulassen. Gott beschütze! Bleib' ruhig hier; ich will nicht, daß Deine Kameraden wissen, wer ich bin.“

Am folgenden Tage erbielt Grégoire Boivin den Befehl zu seiner Wieder-Aufnahme in das Invalidenhaus; denn er hatte keine Pension; und Napoleon hätte ja nimmermehr geduldet, daß einer seiner braven Soldaten Hungers stirbe, weil es — seinem eigenen Ausdrücke zufolge — ihm einmal begegnet war, im Duse! Albernheiten zu sagen, in denen kein gesunder Menschenverstand steckte.

Ein anderes Mal hatte Napoleon, um sich selber vom Fortgange der Arbeiten am Denkmale auf dem Vendôme-Platze zu übersichern, schon bei Tages-Anbruche mit seinem Groß-Marschall den Palast verlassen. Nachdem der Kaiser das Niesen-Gerüst in allen seinen Einzelheiten besichtigt und in etwa drei Viertelstunden rings umgangen, begab er sich weiter, in die Straße Napoleon (jetzt Frieden-Straße), in welcher die neuen Häuser damals wie durch Zauber emporstiegen, und kam, sich rechts wendend, wieder auf den Boulevard, wo er in heiterem Tone zu Duroc sagte: „Die Herren Pariser in diesem Stadt-Viertel müssen doch recht faul seyn, daß sie jetzt noch alle Läden geschlossen haben, obgleich es schon heller Tag ist!“ — Im Weitergehen bemerkte er dann, wie dies und jenes Haus, indem es zu weit vorgeückt worden war, die Aussicht versperrte oder die offene Straße beugte, was er sofort in sein Merkbuch eintrug, um mit Fontaine, sobald sie wieder zusammen arbeiten würden, darüber zu sprechen. Unter verschiedenen Gesprächen kam er dann vor die Chinesischen Bäder, die erst kurz vorher neu übermalt worden waren. Während er nun die äußere Verzierung und die Felsen, welche die Gebäude tragen, musterte, ward das Kaffeehaus, das mit der Anstalt zusammenhängt, geöffnet. „Wie, wenn wir da hineingehen und frühstücken?“ sagte er zu Duroc. „Was meinst Du? Hat unser Gang Dir nicht auch Appetit erregt?“ — „Sire, es ist noch zu früh. Es ist erst acht Uhr.“ — „Wah, bah! Deine Uhr geht ewig zu spät! Ich habe Hunger. Ueberdies werden wir so auch an Zeit für das übrige Tagewerk ersparen.“ — Und ohne eine Antwort abzuwarten, tritt der Kaiser in das Kaffeehaus, setzt sich an einen Tisch, ruft den Kellner und bestellt Hammel-Cotelettes, Omelette aux fines herbes (seine Lieblings-Gerichte) und eine Flasche Chambertin. Nachdem er dann mit trefflichem Appetite gegessen und auch noch eine halbe Tasse Kaffee, von dem er behauptete, daß er besser gewesen, als der, den man ihm in den Tuilerien gewöhnlich brächte, getrunken, ruft er den Kellner, fordert die Rechnung und sieht auf, indem er zu Duroc sagt: „Bezahlen Sie, und lassen Sie uns nun wieder nach Hause gehen; es ist Zeit.“ — Damit stellt er sich auf die Thürschwelle des Kaffeehauses, die Hände auf dem Rücken über's Kreuz gelegt, und fängt an, ein Italiänisches Recitativo zwischen den Bühnen zu pfeifen, wobei er, wie um den Takt dazu anzugeben, bald mit dem einen, bald mit dem anderen Weine wackelt. Der Groß-Marschall nun war zugleich mit dem Kaiser aufgestanden, hatte aber, nach vergeblichem Wählen in allen Taschen, endlich nur die Gewißheit erlangt, daß er bei der Eile, mit welcher er am Morgen sich angekleidet, die Börse vergessen hatte. Und nun weiß er, daß Napoleon niemals Geld bei sich hat. — Indessen kommt der Kellner zurück und bringt dem wie versteinert an seinen Platz gedankten Groß-Marschalle die Rechnung, im Betrage von zwölf Frances. Unersehungsweise Summe! — Beide sehen sich eine Zeit lang an, ohne ein Wort zu sprechen: der Eine, weil dergleichen ihm noch niemals begegnet; der Andere, weil er den Grund der Verlegenheit, die zu verbergen Duroc vergebens sich bestrebt, sogleich errathen hat. Während dessen hat der Kaiser, der von dem ganzen Vorgange nichts gewahr geworden, wenig gewöhnt, warten zu müssen, und der gar nicht begreifen kann, warum Duroc so zögere, schon wiederholt den Kopf nach ihm umgewendet, ja, schon mehrere Male mit ungeduldigem Ton ihm zugerufen: „Nun, so machen Sie doch; es ist ja schon spät!“ — Endlich, wohl einsehend, daß diese kritische Lage nicht länger dauern könne, und in der Meinung, daß es, um aus ihr herauszukommen, sich nur darum bandle, die Verlegenheit frei zu gestehen, faßt der Groß-Marschall seinen Entschluß, tritt zu der Wirthin vom Kaffeehause, die während dieser ganzen Zeit schweigend und gleichgültig in ihrem Comptoire

geblieben, weil sie der ihr bevorstehenden Zumuthung schon längst sich versehen, — und sagt in einem bösslichen, aber etwas schüchternen Tone: „Madame! Mein Freund und ich sind diesen Morgen ein wenig eifertig ausgegangen. Wir haben vergessen, unsere Börsen einzustecken. . . . Aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen binnen einer Stunde den Betrag dieser Rechnung zuschicken werde.“ — „Möglich, mein Herr!“ antwortete die Dame ganz kalt. „Aber ich kenne weder Sie, noch den Anderen, und werde überdies alle Tage auf solche Weise angeführt. Sie sehen also . . .“ — „Madame!“ unterbrach sie der Groß-Marschall, dem diese Antwort das Blut ins Gesicht getrieben, „wir sind Männer von Ehre und Garde-Offiziere.“ — „Ja, schöne Klaffe! Nicht wahr? Ei, über die Herren Garde-Offiziere!“ — Bei den Worten Männer von Ehre und Garde-Offiziere, die der Kaiser verstanden hatte, vermuthete er wohl, daß sich hier, ihm unbewußt, irgend ein Quiproquo ergeben haben müsse, und hatte, nochmals sich umkehrend und mit dem Fuße aufstampfend, gefragt: „Was giebt's denn?“ — auf ein Zeichen von Duroc jedoch sogleich wieder seinen Platz unbeweglich eingenommen, den Hut noch tiefer in die Augen gedrückt und zu pfeifen ausgehört. — Da sagte endlich der Kellner, dem es dunkel verschwebte, daß er das Gesicht des Groß-Marschalls schon irgendwo gesehen haben müsse: „Madame, diese Herren haben vergessen, sich Geld einzustecken; ich will für sie bürgen, überzeugt, daß brave Garde-Offiziere einem armen Kellner, wie mir, nicht werden Schaden zufügen wollen.“ — „Nun ja, so seyd Ihr immer!“ erwiderte die Wirthin verdrißlich; „das sind eben wieder einmal zwölf Frances Verlust für mich!“ — „Nein“, antwortete der Kellner mit einer gewissen Würde, „ich will sie Ihnen ja auf der Stelle bezahlen.“ — Mit diesen Worten holt er die kleine Summe aus der Tasche und giebt sie seiner Herrin, die sie, unter beständigem Brummen über solche, die, wie sie sagt — die schlechte Gewohnheit haben, Geld zu verthun, ohne welches zu besitzen — in Empfang nimmt. Unterdeß hatte der Groß-Marschall seine Uhr aus der Tasche gezogen und dem Kellner mit den Worten hingereicht: „Da, mein Freund! da ist meine Uhr. Ich bitt' Euch, behaltet sie, bis ich meine Schuld an Euch abgetragen haben werde. Ich dank' Euch auch, für mich, und ganz besonders für meinen Freund, der dort steht und gewiß schon ungeduldig geworden seyn wird; denn wir haben dringende Geschäfte.“ — „Mein Herr, ich brauche das Pfand nicht; ich bin ja schon ohne dies überzeugt, daß Sie sehr rechtliche Leute sind.“ — „Ja, mein Freund“, erwiderte Duroc, „Ihr sollt Euer Vertrauen gewiß auch nicht zu bereuen haben.“ — Und mit diesen Worten trat er rasch zum Kaiser.

Beide setzten nun ihren Weg auf dem Boulevard fort, beiläufig sich aber ein wenig, aus Furcht, daß man ihnen folgen möchte, und wandten sich nach dem Durchgange der Panoramen, den Napoleon auch in die Marsch-Route ihrer heutigen Streiferei aufgenommen hatte. Unterweges erzählte ihm Duroc den Vorfall, der sie so sehr aufgehalten hatte, ausführlich. Der Kaiser lachte herzlich und war ganz entzückt über die Grobmuth dieses Kellners, der, ohne sie doch zu kennen, ihr Frühstück für sie bezahlt hatte. „Der muß ein Pariser Kind seyn!“ sagte er, „darauf will ich wetten! Denn die sind Alle so: dem ersten Anfluge sich überlassend, ihr Geld rechts und links dem Ersten, Besten an den Hals werfend, ohne Ueberlegung und ohne Reue!“

(Schluß folgt.)

Die erste Pariser Eisenbahn.

(Schluß.)

Lassen wir den gelehrten Mann sprechen: wir ungelehrten Leute denken nicht so hoch hinaus, wir bescheiden uns gern. Unsere Bahn nach Saint-Germain ist freilich nur $\frac{1}{2}$ Lieres lang, aber sie führt durch die anmutigste, belebteste Gegend in der Welt. Ihr größter Tunnel ist zwar nur 264 Meter lang, aber wie leicht, wie küßn, wie zierlich ist die Wölbung. Sie hat zwar nur 18 Brücken, aber drei sind darunter, unter denen die prächtige Seine zwischen blühenden Gestaden hingleitet, und eine, die geneigte Brücke, die allgemein als ein wahres Wunderwerk der Ingenieur-Kunst anerkannt wird. Laßt uns zufrieden seyn! wir sind noch keine Engländer oder Nord-Amerikaner geworden. Gottlob! Da ist es weit hin, bis wir in Frankreich lauter Handelsleute und Spekulanten und nichts als Handelsleute und Spekulanten sind. Wir haben Kaufleute und Fabrikherren, die sich schon sehen lassen; aber wir haben, Gott sey Dank, auch Künstler, Dichter, Musiker, fröhliche junge Leute, Verliebte, ausgeräumte Spazier- und Müßiggänger. In Amerika, sagt man, feiern die Eisenbahnen am Sonntage; unsere nach Saint-Germain ist gerade recht für den Sonntag gemacht. Am Sonnabend wird der blaue Himmel ihre Gäste werden und locken, und die Sonntagslust wird jauchzend in Fröhlichkeit und Puz auf ihr einherrollen. Darum halten wir so viel auf unsere Eisenbahn; wir haben sie für unsere Fest- und Ruhetage; Eure (zu den Amerikanern rede ich) arbeiten die ganze Woche und das ganze Jahr und haben nur an den Tagen der Freude und Erholung nichts zu thun. Wenn Ihr auf Eure Reisen geht, wickelt Ihr Euch in Euren alten Rock und seht Eure alte Mütze auf, und von Weib und Kindern, die Ihr zu Hause laßt, nehmt Ihr Abschied; dann jagt Ihr mit des Dampfes Schnelle davon, und oft erjagt Ihr nichts als den Banterott. Wenn wir uns auf unserer Eisenbahn aussetzen, wollen wir unsere besten Kleider anhaben und Weib und Kind mitnehmen, unser Vergnügen zu theilen. Das macht einen gewaltigen Unterschied. Glaubt mir, eine Eisenbahn zu sehen, wo man den Transport nicht nach Tonnen und Waarenballen, sondern nach fröhlichen Menschen zählt, darum lohnt es sich schon, weit herzukommen. Warum, meint Ihr, stöhnt und drängt sich ein so dichtes, zahlreiches Menschengewühl schon jetzt voll freudiger Erwartung und ungeduldigen Verlangens in allen Straßen und Alleen, die nach Saint-Germain hinausführen? warum verfolgt jedes Auge mit solcher Begier die beiden fern dahingleitenden Eisenbahnen? denken sie sich dabei lauter

Actien, Wechsel und 20 Franken-Stücke? darum würden sie wahrhaftig nicht so herbeistrenen und die neue Anlage hoffnungsvoll begrüßen. Nicht um der Thaler willen, die da herbeigerollt kommen können, lauschen sie so fröhlich in die Hände, sondern weil die allgemeine Freude Jeden zur lauten und herzlichen Theilnahme begeistert. Diese Freude gehört eben Allen; die Balken, die Sonnen und die Thaler, die da kommen und gehen, gehören nur Eilichen und Wenigen.

Daß ich Recht habe in dem, was ich hier sage, kann ich an dem Beispiele der ersten Eisenbahn, die in Frankreich angelegt wurde, der von Saint-Etienne nämlich, beweisen. Als man diesen Bau unternahm, hatte man lediglich den Transport der Steinkohlen im Auge. Wie viel Tonnen und Lasten Kohlen das Bassin von Saint-Etienne für gegenwärtige und künftige Zeiten liefern könne, das hatte man sorgfältig herauskalkuliert; an die Menschen, die unter Gottes Sonne und Himmel leben, hatte Niemand gedacht. Dort zwischen den grauen, von Rauch und Schlacke geschwärzten Bergen bedeutete die leblose Waare Alles, der Mensch Nichts. Erst muß Raum für die Kohlen, erst müssen alle Pfade und Flüsse untergebracht seyn; dann kann der Mensch kommen und sich ein Plätzchen suchen. Darum haben die Menschen auch keine Lust gehabt, wie Bettler und blinde Passagiere auf einem Wege mitzureisen, wo die schmutzige Steinkohle den Herrn spielt und dem Ebenbilde Gottes aus Gnaden einen Winkel einräumt, wo es sich zu recht finden mag. Darum ist diese Bahn von dem Tage ihrer Einweihung an ihrem Charakter und ihrem Berufe tren geblieben; sie gehört den Kohlengruben, den Eisenschmelzen, den ruffigen Hochöfen, den Hammerwerken, den finsternen Schächten und Stollen zu. Sie sieht trüb und unfreundlich, langweilig, erzkrausmännlich aus. Die Kohlen, das Eisen, die ungeschlachteten Frachtkarren sausen einher; der Reisende fühlt sich gedrückt und bekümmert. Kein Laut der Fröhlichkeit, kein Lachen, kein Gesang; Alles ist stumm, die Nachbarn sprechen sich ins Ohr. Der Mensch macht sich klein, daß man ihn so wenig als möglich merkt; er hat ja hier nichts zu suchen, wie eine Schleichwaare geht er mit. Nein, so wird es auf unserer Bahn von Paris nach Saint-Germain nicht ansehn. Die gebet den Reisenden vor Allen, und unter den Reisenden wieder den Spazierensfahrenden vor Allen, den Müßigsten vor Allen, den Jüngsten vor Allen, den Fröhlichsten vor Allen. Erst die Menschen, die Knaben, die Mädchen, erst die Lust und das Vergnügen; für Geschäfte und Pakete findet sich morgen Zeit und Raum.

Dergleichen Gedanken hegte ich während der Fahrt; natürlich gingen sie schnell und bunt und dämmernd durch einander; denn hätte ich mir nur die Hälfte von Allem, was ich hier gesagt habe, deutlich vorgedacht, so hätte ich während dessen die Fahrt wohl zwanzigmal hin und her machen können. Seyd Ihr wohl schon einmal in der bequemen, wiegenden Postkalesche mit vier vorgelegten Pferden in gestrecktem Galopp gefahren, und habt Ihr gespürt, wie an dem raschen Dahinsfliegen auch Eure Gedanken Theil nehmen, und jeder, ehe er noch dem Bewußtseyn deutlich geworden, schon dem folgenden Platz machen muß, der ihn von dannen jagt? Man hat dann immer drei Gedanken auf einmal; der vorige tanzt schon dort vor dem Postillon her, der ihn mit der Peitsche in die Luft wegnahmt; hinterher summt schon derjenige, der im nächsten Momente kommen soll, als säße ein naseweiser Lakai auf dem Hinterstuhl; der, welchen man gerade im Augenblicke denkt, flüstert uns so was in's Ohr, worauf wir im halben Schlafe hören und zu träge sind, zu antworten. Noch viel reizender spürte ich nun diese schnelle Succession der Gedanken auf der Eisenbahn, wo die Kraft nicht von vier, sondern von fünfzig Pferden mit mir dahinsauft. — Was war das da für ein Schatten, der uns über die Köpfe flog, wie Wolke und Rauch? Die 24 Meter Felsenwölbung des Tunnel sind in etlichen Sekunden über unseren Scheitel hinweggeglitten, weiter war es nichts. Aus der dunkeln Wölbung schossen wir hervor, über eine tief ausgemauerte Wasserleitung hinweg. — im nächsten Moment unterschied ich sie nicht mehr. Ueberhaupt, wie soll ich Euch die Gegenstände alle nennen, die mit bekümmender Schnelligkeit an uns vorüberflogen? wie auch nur die zu der Bahn selbst gehörigen, auf eine so kleine Strecke zusammengedrängten Eisenarbeiten namhaft machen? die drei in hohen Bogen gewölbten Steinebrücken, von denen man auf fünf andere, niedrigere herabsteht; die bis zu fünf Meter tiefen Durchschnitte, in denen die Bahn streckenweise läuft; andere Stellen, wo Einfaltungen des Bodens wohl um zwanzig Meter aufgeschüttet und gedämmt sind; ein Kalksteinbruch, den die Straße mit so glatten Wänden durchschneidet, als hätte das schärfste Hartmesser den Stein gespalten; hundert andere Werke, die glorieich von der Kühnheit und Geschicklichkeit unserer Ingenieure zeugen. — Da liegt schon Neuvers; grünet doch zur Rechten den Triumpfbogen von Saint-Denis, den herrlichen Steinbau, der die Last all unserer Siege, die Namen und Bilder aller unserer Kriegshelden trägt und damit stolzer, höher als die benachbarten Berge gen Himmel ragt. Schon verschwindet hinter uns in den Wolken die schlankste Gotische Thürmspitze der alten Abtei Saint-Denis, die noch jüngst wieder vom Blitze, abermals machtlos, getroffen worden. Was dort in der Weite so freundlich in der Sonne glänzt, das sind die Inseln von Neuilly mit ihrem Schlosse, Königinnen unter den Inseln, in ihrer Herrlichkeit einfach wie Bürger-Königinnen. Was da aus dem unermesslichen Englischen Park mit seiner Gotischen Kirche hervorsticht, ist Colombe. Jetzt fliegt Manterre an uns vorüber, das vor grauen Jahren den Angriff der Normannen abschlug; wenn sie jetzt erwachen könnten, die furchtbar verwegenen Krieger und Räuber, die damals hier ihr Grab gefunden, wenn sie unseren Wagenzug mit kriegerischer Müst über das Schlachtfeld vorbeijagen sähen, wie würden sie stagen vor der Wundererscheinung? Seht dort die reizenden, weichgeschwungenen Abhänge, die sich neigen und senken, als wollten sie sich mit ihrem wegenden Grün in den Fluß tauchen und ergrünen? das ist der Mont Valerien, der sich so neugierig vorwärts streckt, als wolle er sehen, was da auf Nähern vorbeiführt. Procella ex astris. — So schweben, so rauschen die stets wechselnden Bilder an uns vorüber: Kirchen, Abteien,

Landhäuser, zwischen Wiesen, und Gebüsch weiße Häuserchen mit grünen Fensterladen, wie Jean Jacques sich sein Elysium träumte, Thürme mit schlank emporsteigenden Spigen, alte Bäume mit breiter, voller Laubkrone, Weingärten, prangend in der Sonnenglut, deren Trauben hellbraun zwischen dunkelgebräuntem Laube hervorstechen. Manterre liegt hinter uns; dort begrüßen wir das Schloß Neuilly, das noch seiner Zeiten unter dem Cardinal Richelieu gedenkt. Wer weiß, hätte der strenge und furchtbare Cardinal es gewollt, vielleicht wäre schon hundertundfünfzig Jahre früher der Dampf eine Macht in der Europäischen civilisirten Welt geworden. In den Briefen der schönen, lustigen, leichtsinnigen Marion Delorme an den bekannten Einig-Mars liest man eine rührende Geschichte, wie eines Tages ein alter Mann mit labilem Scheitel sich Audienz bei dem Cardinal erbat und seiner Eminenz unter Zittern eine Entdeckung vortrug, wie er, der arme schwache Greis, sich getraue, mit nichts als siedendem Wasser die größten Dinge zu verrichten und die Welt umzukehren. Der Cardinal erwidert barsch: „Ihr seyd ein Narr“; und da der Alte auf seinen Reden besteht, läßt ihn Richelieu ohne Umstände in die Bastille werfen und von da ins Bicêtre bringen. So wäre denn der erste Entdecker der Dampfkraft im Narrenhause gestorben; er hatte wohl Grund, der arme Teufel, den Verstand zu verlieren. Was fiel ihm aber auch ein! zum Cardinal Richelieu hintreten und sagen: „Monsieur, ich habe eine Kraft entdeckt, die mächtiger ist als Ihr, und die Kraft steckt in einem Tropfen Wasser, das nicht einmal mehr Wasser, sondern schon zu Dampfe geworden ist.“ Hätte Richelieu den Mann nicht für närrisch gehalten, er hätte ihn sicherlich umbringen lassen. Richelieu eine solche Entdeckung zugeben? der eifersüchtige, herrschsüchtige Cardinal, der dem Corneille die Erfindung eines Gedichtes, wie der Eid, nicht vergeben konnte! — Ein frommes Angeben auch der guten, lebenswürdigen, unglücklichen Kaiserin Josephine, die hier zu Neuilly im Grabe ruht. — Weiterhin seht Ihr das Dorf Croissy sich selbstgefällig in dem Flusse spiegeln. Auf diesem Punkte der Bahn ist die Ansicht unvergleichlich schön, wahrhaft bezaubernd. Dann läßt der Weg die Brücke von Chalon zur Rechten und wendet sich mit einer leichten Krümmung zu dem Walde von Bézinet, den er durchschneidet. Der Wald gehört dem Könige, aber der König hat es erlaubt; er hat der Eisenbahn so viel Raum geschenkt, als sie brauchte, und hat alle Bäume umbauen und austoben lassen, die ihr im Wege standen. „Der Boden, auf dem Du gehst, ist der Deine“, sprach er zu ihr. Wollte Gott, wir hätten in Frankreich recht viel Grundeigentümer seines Gleichen, da sollte es mit unseren Eisenbahnen rasch von Statten gehen.

Halt! wir sind da! In fünfundzwanzig Minuten haben wir die Fahrt von 1/2 Meilen zurückgelegt. Doch wir dürfen nichts verschweigen: wir kamen um eine Minute und etliche Sekunden zu spät an. In den letzten Augenblicken sah ich Herrn Emil Percire die Stirn runzeln; er war gar unzufrieden, und ich glaubte schon, er würde ansagen, die Maschine zu schelten, wie der Herr einen trägen Diener: „Ich glaube gar, Du läßt mich warten!“ — Herr Emil Percire ist ein Mann von bedeutender praktischer Intelligenz und von energischem Willen; ihm ist es gegeben, die schwersten und großartigsten Unternehmungen anzugreifen und mit Kraft und Erfolg durchzuführen. Er hat Geistes von gleicher Fähigkeit, Einsicht und Mäßigkeit zu Gebülde bei dem gelungenen Werke gehabt, die Herren Lamé, Clapeyron, von Eichtal und Michel Eberlauer. Der Letztgenannte namentlich, dessen reiches Talent, dessen umfassende Kenntniß und rühmlich bekannte Thätigkeit eine große dem Vaterlande nützliche Zukunft verspricht, hat die abgesteckte Linie zu wiederholten Malen untersucht und besichtigt und aus seiner in Nord-Amerika erworbenen Erfahrung manchen zweckmäßigen Rath gegeben. Wo solche Geister, solche Kenntnisse mit so festem Willen zusammenwirken, wo ein Nothschild seinen Kredit zu Gebote stellt, da muß ein Werk rasch und wohl vollbracht werden; und wo zwei erlauchte Frauen, wie die Königin von Frankreich und die Herzogin von Orleans, es mit der ersten Fahrt einweihen, da muß es wohl zu Glück bestehen!

An einem anderen, gewöhnlichen Tage würde ich, von der Eisenbahn absteigend, gleich zu dem Schlosse Saint-Germain hinaufgegangen seyn, das von König Ludwig dem Dicken 1124 gegründet ist; ich würde mit der Ehrfurcht, die geschichtliche Erinnerungen erwecken, die Spuren von dem Walten Franz I., Heinrich's IV. und Ludwig's XIII. in diesen Räumen aufgesucht haben. Ich hätte auch wohl einen Spaziergang auf der unvergleichlichen Terrasse, die beim Schlosse anfängt und sich fern im Walde verliert, nicht versäumt. Aber diesmal war auf dem Rundplatze, in welchen die Bahn für jetzt ausläuft, ein geräumiger Pavillon errichtet; den durchlauchtigen Reisenden wurde eine Collation servirt. Darf ich erst sagen, daß auch hier Alles von Reichthum, Eleganz und Geschmack zeugte; daß die köstlichsten und duftigsten Weine, die feinsten Früchte der Jahreszeit, die prachtvollsten alten Eßdreschen Porzellane, das schwerste und kostbarste Silbergeräth auf der Tafel prangten? Aller Luxus, der eines so großartig vollbrachten Unternehmens würdig war, und den nur ein seit Jahren in einer Reihe gleich großer Unternehmungen gegründeter und befestigter Reichthum ausbieten konnte, war in diesem Raume entfaltet. Zugleich hatten sich die obrigkeitlichen Personen aus Saint-Germain eingefunden, und die Bevölkerung aus allen benachbarten Ortshäusern war zu dem Schauspiel zusammengeströmt, Männer, Weiber, Kinder; die National-Garde stand Gewehr im Arm aufmarschirt; von den Anhöhen um Saint-Germain herab donnerten Kanonen; die Pferde der Dragoner und Municipal-Gardisten, die in der Nähe der Dampfmaschine hielten, bäumten sich und schauten bei dem Anblick ihres Rauch und Feuer sprengenden Nebenhüblers, der sie einst alle aus ihrem Dienste verdrängen wird. Gleich nach seiner Ankunft hielt der Herzog von Orleans Neolle über die National-Garden von Saint-Germain: da wirbelten die Trommeln, da schmetterten die Fanfaren vom Gipfel des Hügel bis an seinen Fuß, und das ganze Thal erfüllte der stürmische, unzählige Mal wiederholte

Freudentum: Hoch lebe der König! — In der That! Er, der König, wurde allein und schmerzlich vernicht, bei diesem Feste der Pariser Stadt und Gegend, das sich bald in allen Theilen von Frankreich als National-Fest wiederholen wird; er, der König, der noch jüngst die neu gegründete Herrlichkeit von Fontainebleau und Versailles selbst gegenwärtig eingeweiht hatte. Aus der unübersehbaren Volksmenge suchten tausend dankbare Blicke ihn auf, und die Gedanken grüßten ihn, ob auch die Augen ihn nicht erblickten.

Nach einer halbstündigen Ruhe, deren wir Alle bedurften — denn wir waren müde von stets neuem Anstaunen und Bewundern — stieg man wieder zu Wagen, und das Volk schlug jubelnd, vivatruhend in die Hände, als der unabsehbar lange Zug auf dem Rückwege an ihm vorüberrollte. Soll ich Euch wieder beschreiben, wie rasch es ging? Wir holten die vorhin verlorene Minute wieder ein, und es war uns wirklich zu Muthe, als wären wir früher in Paris angekommen, denn von Saint-Germain abgefahren.

Der Herzog von Orleans fuhr nicht gleich mit seiner Gemahlin und Mutter zurück, sondern verweilte draußen bis zur Rückfahrt des nächsten Convois. Er nahm mit großem Interesse und einsichtsvoller Genauigkeit alle Pläne und Zeichnungen der Herren Lamé und Clapeyron in Augenschein; hielt auch auf mehreren interessanten Punkten zu genauerer Besichtigung an, so an der Seine-Brücke bei Chaton, beim Pont Neuf, der über die Straße von Chaton wegläuft, bei Nanterre, bei der Brücke vor Asnières und beim Tunnel in Batignolles, und gab mehr als einmal in den wärmsten und schmeichelhaftesten Ausdrücken den Ingenieuren seine Bewunderung für die trefflichen Leistungen ihrer Arbeit, und den Chefs der großartigen Unternehmung seine Zufriedenheit mit der Leitung desselben zu erkennen. Nachdem der Herzog noch den Administratoren und dem Direktor der Bahn, auch im Namen der Königin und der Herzogin, für das Vergnügen der Fahrt in den verbindlichsten Ausdrücken gedankt hatte, entließ er Alle aufs freundlichste. Die erlauchten Damen hatten den Arbeitern im Dienste der Compagnie reichliche Beweise ihrer Großmuth und Freigebigkeit hinterlassen.

Und hiermit wäre denn meine Erzählung zu Ende, die zehnmal länger ausgefallen ist, als die ganze Reise. Ich hätte freilich gleich über die erste Zeile, als Motto, den in einem Worte veränderten Vers des Dichters setzen können:

Le chemin dont je parle est déjà loin de moi.

Jules Janin.

England.

Englische Journalistik.

Von Capitain Marryat.

Es war gewiß ein großer Fehler vom Parlament, einen Zoll auf das Papier zu legen; der Druck sollte mit der Abgabe belegt werden, und wenn die Sache so eingerichtet würde, so würde sie einen ganz vortrefflichen Hemmschub abgeben; es würde nämlich allen schlechten Schund vom Markte vertreiben. Wenn man die Buchdrucker für die Steuern verantwortlich machte und den Zeitungstempel aufhob, so möchten wir einmal sehen, was diese Anordnung für Folgen hätte.

Die Circulation von Zeitungen und periodischen Schriften aller Art hängt von ihrem inneren Werthe ab. Wenn nun alle zusammen auf gleiche Weise die Steuer zahlen müßten, so ist es klar, daß die, welche nur eine geringe Circulation haben, nicht fortgesetzt werden könnten, und da man aus einer geringen Circulation auf den Mangel inneren Gehalts schließen kann, so würden wir dadurch all jenen Schutt ein für allemal los werden. Es müßte jedes gedruckte Papier Tag für Tag so und so viel Steuer zahlen, ohne weitere Rücksicht auf die Zahl der verkauften Blätter.

Beim ersten Anblick würde es unbillig scheinen, daß die großen Zeitungen einen solchen Vorschub bekämen; aber in der That sollten auch die großen Blätter auf jede Weise begünstigt und beschützt werden. Wenn Einer so hinter den Coulissen stände, wie ich nun schon mehrere Jahre lang, und sich von den ungeheuren Kapitalien überzeugen könnte, die von den Eigenthümern solcher Blätter, wie die Times, die Morning-Chronicle, der Herald, die Post und einige Abend-Zeitungen, zu Hause und im Auslande verwendet werden, so würde er einsehen, daß die kleineren Blätter nur Räuber sind, die das Publikum gratis mit Nachrichten versehen, welche den Eigenthümern jener großen Blätter mehrere tausend Pfund jährlich gekostet haben. Von den Bemühungen jener Eigenthümer, schnelle und authentische Nachrichten zu bekommen, zieht das Land den größten Nutzen: sie halten sich eigene Korrespondenten in den verschiedenen Hauptstädten für einen jährlichen Sold von 3—400 Pfund. Die kleineren Zeitungen brauchen solche Ausgaben nicht zu machen; sie dürfen bloß die Arbeiten und Auslagen Anderer benutzen.

In der That, nichts als die Hülfe des Dampfs konnte die großen täglichen Zeitungen in Stand setzen, ihre gegenwärtige Aufgabe zu erfüllen. Wenn man bedenkt, daß die Debatten im Parlament zuweilen bis zwei oder drei Uhr Morgens dauern, daß die Berichterstattung, die alle zwanzig Minuten abgelöst werden, alle ihre Mittheilungen in das Bureau zu bringen haben, daß all dieser Stoff geordnet, in Lettern gebracht und dann verarbeiht werden muß, und daß trotzdem gerade noch einmal so viel Stoff frühmorgens mit dem Glockenschlag neun auf tausend und aber tausend Bogen reproduziert ist, so muß man wirklich staunen, wie die Sache zu Stande gebracht werden kann. Sonnabend scheint die einzige Nacht zu sein, wo man sagen kann, daß die, welche bei diesen ungeheuren Unternehmungen beschäftigt sind, Jahr aus Jahr ein eine Stunde Ruhe haben. Was für ein anstrengendes, was für ein

unnatürliches Leben müssen die führen, die so in den Stunden der Finsterniß Vorrath sammeln zur bloßen Unterhaltung derjenigen, die die ganze Nacht gesund geschlafen haben und frühmorgens aufstehen, um sich durch die Arbeit jener Nachtwachen zu belehren. Gewiß, kein anderes Land in der Welt kann etwas Aehnliches aufzeigen. Es ist dies wieder ein bedeutendes Glied in der großen Wunderkette, welche die Größe Englands beweist, und es müßte daher den großen Zeitungsblättern jede mögliche Unterstützung gewährt werden.

Die Redacteurs dieser Blätter haben gewiß eine höchst beschwerliche Aufgabe. Und zwar ist es nicht die Abfassung des leitenden Artikels selbst, sondern die Verpflichtung, diesen Artikel Tag für Tag zu schreiben, mögen sie nun dazu gestimmt seyn oder nicht, krank oder gesund, in Betrübniß und Trauer, Sommer und Winter, ein Jahr nach dem anderen; immer sind sie an dasselbe Geschäft gebunden, immer an den einen Fleck. Man kann es nur mit dem Spaziergang von tausend Meilen in tausend Stunden vergleichen. Ich habe ein Mitgefühl für sie, denn ich weiß aus eigener Erfahrung, wie sehr schon eine Monatschrift Einem das Leben sauer machen kann. An sich scheint es nichts — die Spuren der Arbeit sind nicht zu erkennen; auch ist es nicht die Arbeit, — es ist die fortwährende Aufmerksamkeit, die sie erfordert. Das Leben wird Einem selbst zum Magazin. Kaum ist ein Monat durchgesehen und gedruckt, und schon kommt der andere. Es ist wie der Stein des Sisyphus — eine endlose Wiederholung der Arbeit, eine nie erleichterte Last für den Geist — eine beständige Anspannung der Intelligenz, wo die ganze Energie aller Kräfte und Fähigkeiten in Anspruch genommen wird, während man sich zu gleicher Zeit der anhaltendsten und langweiligsten Plackerei unterwerfen muß. Für ein Magazin schreiben, das ist ganz vortrefflich, aber eines herausgeben heißt, sich zu ewiger Sklaverei verdammen. Gott sey Dank, ich kann sagen, daß ich meine eigene Emancipationsbill durchgesetzt habe.

Auch für ein Magazin schreiben, ist schwerer, als alles Andere, und nur Wenige wissen es recht anzufangen; der Grund ist klar; hier herrscht durchweg die Parole: Spannung und Interesse. Wenn Einer ein Werk in ein, zwei oder drei Bänden herausgibt, so kann er sich wohl erlauben, hier und da ein oder zwei schwächere Kapitel einschleppen zu lassen; kein Mensch bemerkt es; ja diese schwächeren Partien gestatten dem Geist des Lesers, sich ein wenig zu erholen, und so seltsam es auch klingt, oft bringen sie dem Ruf des Autors nur Vortheil. Aber wer für eine Zeitschrift arbeitet, der hat diese Freiheit nicht; der Leser verlangt immer neuen Reiz, und mag der Artikel politischer Natur seyn oder der Phantasie angehören, es ist jedesmal, schon des kurzen Raums halber, in dem z. B. die Geschichte erzählt werden muß, in Stoff und Ausdruck ein Aufwand von Prägnanz erforderlich, der sich nur äußerst schwer erringen läßt. Selbst in Fortsetzungen muß man diese Regel befolgen, denn da sie nur immer monatweise gelesen werden, so muß jedes einzelne Stück als ein von dem vorigen unabhängiges Ganze erscheinen, das nicht einen Augenblick erschaffen darf. Ein Beispiel davon hatte man an jener merkwürdigen Arbeit in Blackwood's Magazin, die „Tom Cringle's Schiffe-Tagebuch“ überschrieben war. Jedes einzelne Stück wurde von dem Publikum verschlungen; voller Ungeduld erwartete man sie jeden Ersten, um die Fortsetzung zu lesen, und jeder Leser hatte sich bis auf den Schluß anflüßet, weil das Interesse darin gar so aufregend war. Kurze Zeit nachher wurde das Werk in zwei Bänden herausgegeben, und was war die Folge davon? — Die Leute klagten geradezu, daß es überladen wäre; es hätte gar zu viel Spannung und ließe nicht einen Moment Ruhe. Es war freilich wahr; gesammelt, hatte es allerdings diesen Fehler; so einzeln und nebenher war die Geschichte ganz häßlich, wenn auch etwas höchst ungewöhnlich; aber die Leute merkten es nicht eher, als bis Alles zusammen gedruckt erschien. Während der Zeit aber, wo es in Fragmenten erschien, hatte es ihnen die schönste Unterhaltung gewährt. Dagegen also hier das Ganze etwas zu hoch gespannt war, so zeigte sich doch an der allgemeinen Beliebtheit, die es während seines Erscheinens im Magazin genoss, was für prägnanter und marktiger Stoff dazu gehört, um für eine periodische Zeitschrift zu schreiben.

Mannigfaltiges.

— Capitain Marryat's Urtheil über Brüssel. Nun, Brüssel, lebe wohl; ich muß gestehen, daß ich deiner herzlich satt bin. Was die Englische Gesellschaft in dieser Stadt betrifft, so ist Alles, was ich von ihr sagen will, dies: je weniger man von ihr sagt, desto besser thut man. Boulogne ist bei weitem vorzuziehen. Seit der Revolution ist das Brüsseler gesellschaftliche Leben vernichtet. Wenn der Topf kocht, kommt der Schaum oben, sagen die Leute, und dies scheint sich besonders durch die Belgische Revolution zu bestätigen; nicht bloß direkt in Bezug auf die Einwohner Brüssels, sondern auch mittelbar in Hinsicht der Fremden, die dort wohnen. Trotz dem bleibt Brüssel eine sehr häßliche Stadt, und die Belgische Aristokratie besteht aus lauter gefälligen, angenehmen Leuten, die höchst gastfreundlich sind, sobald man erst in ihren Zirkel Zutritt erhält, was aber jetzt äußerst schwer ist. Es giebt keine Stadt auf dem Kontinent, in der unsere Landleute verdienstermaßen so wenig Vertrauen haben und so tief verachtet werden, wie in Brüssel. Und wenn ich ein Zeitungs-Lexikon schriebe, so würde ich unter dem Artikel Brüssel hinsetzen: „Brüssel, die Hauptstadt von Belgien, berüchtigt wegen seiner dem Auslande dabongelaufenen Bewohner und Bankrottirer.“ — Was die Belgische Nation en masse betrifft, so muß ich das einzige Epitheton, welches ihren Charakter durch und durch bezeichnet, von den Amerikanern stehlen. Die Belgier sind, in dem eigentlichen Sinne des Wortes, eine . . . Nicht-Nation (no-nation rascals). (N. M. M.)